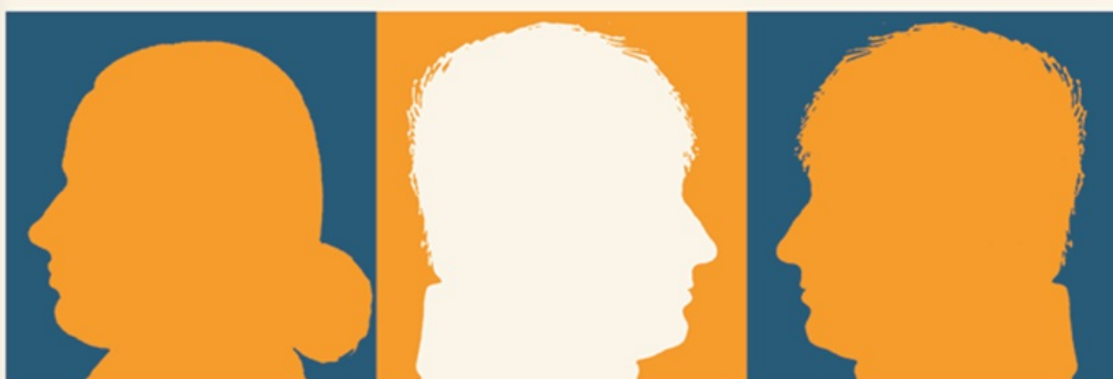




KARL-HEINZ OTT



HÖLDERLINS GEISTER



HANSE R



und Freunden höre, über mich und meine Sache, so möcht' ich ... doch auch manchmal fragen, warum ich mich in der bürgerlichen Welt so herum behelfen müsse?« Die bürgerliche Welt gefällt ihm nicht. Es ist eine Welt, in der man sich durchschlagen muss, ohne Heldentum, ohne Ruhm, ohne Größe. Es fehlen Heroen und Götter.

*Das große Anrufen von Götternamen.* Heidegger teilt mit Hölderlin den Glauben, Dichter könnten die Götter wieder zum Leben erwecken. Sie können es nicht nur, sie müssen es auch. »Denn unsterblich lebt in Tönen fort, was kunstvoll ein Mund erzählt hat«, heißt es bei Pindar. Das entspricht Hölderlins »Was bleibt aber, stiften die Dichter«. Indem sie die großen Zeiten in Erinnerung rufen, bereiten sie eine große Zukunft vor: »Heilige Gefäße sind die Dichter / Worin des Lebens Wein, der Geist / Der Helden sich aufbewahrt«, heißt es in »Buonaparte«. Und in »An unsre großen Dichter«: »O weckt, ihr Dichter! weckt sie vom Schlummer auch, / Die jetzt noch schlafen, gebt die Gesetze, gebt Uns Leben.«

In »Die scheinheiligen Dichter« zeiht Hölderlin Dichter, die nicht ans Heilige glauben, einer kalten Vernunft. Sie sollten Götternamen erst gar nicht in den Mund nehmen, es ist für sie nur Spiel. Man denkt an Goethe, der mit Bildungsgütern jongliert, ohne echten Glauben. Hölderlin mag das nicht, solcher Leichtsinns ist ihm zuwider. In einer Kultur, die von Ironie lebt, will er nicht zu Hause sein. Hätte Hölderlin Voltaire gelesen oder Diderot, es müsste ihn gegraust haben.

Bei Hölderlin geht es meist heilig zu: »Wo sind jetzt Dichter, denen der Gott es gab, / Wie unsern Alten, freudig und fromm zu sein?«, fragt er. »Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet« — »Wozu Dichter in dürftiger Zeit? / Aber sie sind, sagst du, wie des Weingotts heilige Priester, / Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht.«

*Wo bleibt Odysseus?* Als der Zyklop in seiner Höhle schon sechs von Odysseus' Gefährten verspeist hat, ein Felsbrocken jedoch den Ausgang versperrt und jede Flucht unmöglich macht, bleibt Odysseus wieder einmal nichts, als auf List zu sinnen. Wie der Zufall will, führt er gerade einen Schlauch herrlichen Weins mit sich, der für die Weiterreise gedacht ist. Da man dem Zyklopen nicht entkommen kann, muss der Wein dran glauben. »Nimm, Zyklop, und trink!«, fordert

Odysseus ihn auf: »Wein verträgt sich gut mit Menschenfleisch.« Der Zyklop kostet. Er will mehr. Er trinkt, bis er umkippt. Während er schnarcht und ihm Reste seines kannibalischen Mahls aus dem Mund schwappen, sengt Odysseus mit seinem verbliebenen Häuflein an der Feuerstelle einen Olivenstamm an, den sie dem Zyklopen ins Auge rammen. Rasend vor Schmerz wacht er auf, sieht aber nichts. Tobsüchtig torkelt er in seiner Höhle umher und schreit um Hilfe. Die in umliegenden Höhlen hausenden Zyklopen rufen: Wer hat dir was getan? Weil Odysseus ihm weisgemacht hat, sein Name sei Niemand, schreit er: »Niemand!« Keiner eilt zu Hilfe. Aus Verzweiflung stößt der Zyklop den Felsbrocken zur Seite und taumelt hinaus ins Freie. Odysseus und die Seinen entkommen, klauen ihm seine Ziegen und Schafe und machen sich mit dem Diebsgut davon.

Odysseus taucht bei Hölderlin so gut wie nie auf, obwohl wenige Gestalten die Mythengeschichte so nachhaltig prägen wie er, bis heute, wie man nicht nur an James Joyces »Ulysses« sieht und an Adornos und Horkheimers »Dialektik der Aufklärung«. Warum spielt er bei Hölderlin keine Rolle? Warum rühmt Hölderlin vor allem Haudegen wie Ajax, Achill und Herkules? Ist Odysseus ihm zu verschlagen? Strahlt er zu wenig Heldentum aus? Kann Hölderlin mit seinen jahrelangen Irrfahrten wenig anfangen, und sei es der amourösen Abenteuer wegen und weil er untreu ist? Findet Hölderlin Figuren wie Circe nicht der Dichtung würdig, eine Frau, bei der Männer sich in Schweine verwandeln? Gefällt ihm nicht, dass Odysseus bei seiner Heimkehr wie ein Aussätziger behandelt wird? Wie einer, den keiner mehr sehen will?

Lediglich in zwei, drei Nebensätzen kommt Hölderlin auf Odysseus zu sprechen, etwa in seinen »Bemerkungen zu Homer«, wo er Achill als seinen Lieblingshelden ausgibt, während er über »Ulyß« urteilt: »Dieser ist ein Sack voll Scheidemünze, wo man lange zu zählen hat, mit dem Gold ist man viel bald fertig.« Bei Scheidemünzen handelt es sich um Notgeld, um wertloses Geklimper, verlogenes Metall. Odysseus ist für Hölderlin kein Held. Er schlägt sich mit Tricks durchs Leben und mit Täuscherei. Was soll daran erhehend sein? Herkules hätte den Zyklopen einfach am Kragen gepackt und fertiggemacht.

*Die vielen Dionysoi.* Was bringt Hölderlin dazu, Dionysos zum großen Gemeinschaftsstifter zu stilisieren? Was bringt ihn dazu, aus ihm den

Gott allumfassender Harmonie zu machen und seliger Vereinigung? Nicht erst bei Nietzsche tritt Dionysos in ganz anderer Funktion auf, bereits bei den Griechen ist er alles andere als ein Friedensapostel. In Platons »Symposion« erfahren wir, Dionysos' Anhängerinnen, die Mänaden, hätten Orpheus bei lebendigem Leib zerfleischt. Es hört sich entsetzlich an, was man dort liest.

In Euripides' blutrünstigen »Bakchen« begegnet uns Dionysos als gnadenloser Eroberer Thebens. Weil die Bewohner Widerstand leisten, verwandelt er die Frauen in Furien, die alles zerfleischen, was ihnen begegnet. Von Harmonie keine Spur. Wohin man blickt, nichts als Exzess. Dionysos steht nicht für gemütliches Zusammensitzen beim Wein, er steht fürs Animalische. Auch Nietzsches Dionysos lässt in Abgründe blicken. Es sind die Abgründe des Lebens selbst; mit Dionysos tanzen wir laut Nietzsche überm Bodenlosen und vergessen alles, was nach christlicher Moral riecht und nach Jenseitsversprechen. Es gibt dort nur noch diese Welt, ohne Sinn, ohne Ziel, aber auch ohne Strafe. Wir können tun und lassen, was wir wollen, es liegt in unserer Hand.

Im Übrigen wissen die Griechen noch nicht, dass es sich bei Dionysos und Apoll um ein klassisches Gegensatzpaar handelt. Das ist Nietzsches Erfindung. Apoll repräsentiert für ihn Schönheit und Ordnung, Dionysos exzentrische Lebenskraft. »Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können«, lautet ein berühmter Satz aus dem »Zarathustra«. Niemals hätte Hölderlin wie Nietzsche von sich behauptet: »Ich bin mehr Dynamit als Mensch.«

Bei Hölderlin dagegen geht es sofort harmonisch zu, wenn der Weingott auftritt. Sein Antikebild bleibt Winckelmann, verpflichtet, der die griechische Welt als Hort vollkommener Schönheit imaginiert. Während wir bei Euripides Herkules als Rammler und Säufer erleben, wird bei Winckelmann selbst das Gemächte schön, wenn er einen Herkules-Torso beschreibt: »Es sind keine Adern sichtbar, und der Unterleib ist nur gemacht, zu genießen, nicht zu nehmen.« Winckelmann erkennt in ihm das »hohe Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers« und ein Wesen, das »bis auf den Grad göttlicher Genügsamkeit erhöht« und »von den Schlacken der Menschheit mit Feuer gereinigt« ist. Nichts Derbes mehr, nichts Protziges, nichts Karnalisches.

Haben weder Winckelmann noch Hölderlin Euripides gelesen und auch nicht Platon? Warum denken sie nicht an wüste Gelage und rohe Gewalt, an Schändung und Raserei? Warum blenden sie das alles aus?

Kleist ruft zwar nie Dionysos an, doch es geht bei ihm durch und durch dionysisch zu, nicht nur in seiner »Penthesilea«. Alle Sublimierung hat dort ausgespielt, alle Vernunft ihr Ende gefunden; man zerfleischt sich nur noch. Penthesileas Raserei spiegelt sich in Kleists Sprache, wir sehen uns mit einem einzigen Zerstörungsrusch konfrontiert. Während Kleist an Euripides anknüpft, erfindet Hölderlin sich einen Dionysos, der wenig Bedenkliches besitzt. Kleist führt in schwer zu überbietender Drastik vor, wie grausam Eros und Thanatos ineinanderspielen können, Hölderlin sieht nur Schönes am Werk, wo Dionysos im Spiel ist. Redet Kleist von Wollust, handelt es sich um eine besessene, nicht geistige. Bei Kleist blicken wir in ein dionysisches Pandämonium, Hölderlin macht aus Jesus in »Brod und Wein« einen Gesinnungsgenossen von Dionysos, die beiden feiern friedlich das Abendmahl. Hölderlin verniedlicht Dionysos zu einem lieben Apoll.

Bezeichnenderweise redet Hölderlin so gut wie nie von Dionysos, er redet vom »Gemeingeist Bacchus« und vom Weingott. Das lässt an klirrende Gläser denken und an Mozarts »Entführung«, wo der besoffene Osmin singt: »Vivat Bacchus!, Bacchus lebe, Bacchus war ein braver Mann.« Solche Assoziationen liegen Hölderlin fern, obwohl auch bei ihm gern von Gesang die Rede ist. Exzesse kann man sich jedoch schwer vorstellen in seinem vereinigungsseligen Kosmos. Zwar beflügelt sein Weingott die Geister, doch stets mit heiligem Ernst. Von Delirien keine Spur, von Barbarei schon zweimal nicht.

*Dionysische Exzesse.* Dionysos drängt in der deutschen Dichtung erst spät an die Rampe, als Mythenfigur gibt es ihn seit Jahrtausenden. In Goethes frühem Gedicht »Wanderers Sturmlied«, wo viel von Glut die Rede ist und Feuerflügeln, taucht er unter der Bezeichnung Vater Bromius auf. Später sagt Goethe über dieses Sturm-und-Drang-Gedicht: »Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehn musste.«

Heiliger Ernst spricht aus Goethes Versen nicht, ganz anders als bei Hölderlin. Klingt bei Goethe ein hoher Pindar-Ton an, fühlt man sich gleich im Theater. Sein Pathos schrammt an der Parodie vorbei. Der

junge Goethe macht einen auf unbändig, im Alter schämt er sich fast dafür.

*Dionysische Drogen.* Als der Schweizer Chemiker Albert Hofmann aus Mutterkorn eine Droge namens LSD erzeugt, glaubt er, es handle sich um ein Mittel, mit dem sich bereits die Griechen bei ihren eleusischen Mysterienfeiern tagelang in Trance versetzt haben. Ohne Hofmanns Entdeckung wäre die Hippie-Zeit um ihr prekärstes Lebenselixier gebracht. Die Rede von der Bewusstseinsweiterung macht die Runde: Lucy in the Sky with Diamonds — Sex & Drugs & Rock'n'Roll — Make love, not war. Nicht mehr das Realitätsprinzip ist angesagt, sondern Entgrenzung, in jeder Hinsicht. Man sehnt sich nach kosmischen Delirien.

»Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur«, das ist auch Hyperions ganzes Begehren. Ohne Drogen sind solche Zustände schwer zu haben. Hölderlins Zeitgenosse Thomas de Quincey sucht sein Glück im Opium. Anfangs, um seine Schmerzen zu lindern und seine Schwermut zu verscheuchen, später, weil er süchtig ist. »Ich nahm es — und — eine Stunde später! — o Himmel! Welch ein Umschwung! ... Dass meine Schmerzen verschwunden waren, spielte kaum noch eine Rolle: — dieser negative Effekt wurde vom Unermesslichen positiver Wirkungen verschlungen, die urplötzlich den Abgrund himmlischer Genüsse eröffneten. Das Allheilmittel war gefunden für alles menschliche Weh: Auf einmal war das Geheimnis entdeckt für ein Glück, über das die Philosophen seit Jahrtausenden bloß disputierten. Glückseligkeit ließ sich nun für einen Penny kaufen und in der Westentasche herumtragen; transportable Ekstasen ließen sich in Flaschen füllen; Seelenfrieden in Gallonen per Post verschicken«, heißt es in seinen 1821 erschienenen »Bekanntnissen eines englischen Opium-Essers«.

Die Beatniks — William Burroughs, Jack Kerouac, Allen Ginsberg — schreiben de Quinceys Geschichte fort, mit Opium, Morphinum, Marihuana, Meskalin, Heroin, LSD und Alkohol. Für die Hippies, Freaks und Flower-Power-Kinder gehören Drogen und Gesellschaftskritik zusammen: Kiffen bedeutet Leistungsverweigerung. Im Namen des Dionysischen begehrt man auf gegen eine Ordnung, die aus Triebunterdrückung besteht und aus Normierungszwang. Marcuse